

QUOUSQUE TANDEM, HESYCHASTI?

Ἐμφλῶς τὰ τ' ὄτα τὸν τε
νοῦν τὰ τ' ὄμματα' εἶ, (Sophokles)

Barlaam (+ 1348) konnte sich in seinem Kampf gegen die Omphalopsychoi nicht durchsetzen, nachdem Palamas¹⁾ die Mystik der Hesy-chasten vom Konzil hatte sanktionieren lassen. Diese mystische „Anschauung“ scheint sich auch in die Philologie eingeschlichen zu haben²⁾, so daß man angesichts der Stagnation der Forschung an den alten Schülervers erinnert wird:

Piget, pudet, paenitet,
Taedet atque miseret.

Daher denn auch die fehlende Resonanz beim Volk, das so reagiert wie die weiße Katze im Tempel von Seta, die ihre Augen geschlossen hielt³⁾.

Indonesisch heißt *salah* wörtlich „Webfehler“, doch kann man es metaphorisch (aber durchaus materialistisch gedacht) auch für Verstöße gegen die Logik und auch für „unpäßlich“ gebrauchen⁴⁾. Bereits 1926 bemerkte eine philosophisch gebildete, in Deutschland verheiratete Polynesierin⁵⁾: „Die ratiocinatio artet bei euch (=Europäern) oft in Paralogismus aus, wie bei der an sich recht lustigen, Geschichte von Achilles und der Schildkröte, wo der Subsumtions-schluß falsch ist“. In der Tat, wer bei einer „Beweisführung“ der tatsächlichen (materiellen, nicht ideellen) Gegebenheiten entraten zu können glaubt⁶⁾, bleibt den Beweis schuldig. Die Unsitte, völlig wahllos

¹⁾ Greg. Palamas, *Prosopoeia* (ed. A. Jahn, Halle 1884).

²⁾ Zum Teil mit einer Art der altfranzösischen Fatrasie. (Vergl. die Werke von Cl. Marot, Lyon und Paris 1538). Der style marotique verdient wahrlich die Bezeichnung coq à l'âne.

³⁾ M. Dauthendey, *Die acht Gesichter* (Abendrot zu Seta) — Gesammelte Werke, Bd. 3, München 1925, S. 212 f.

⁴⁾ Bermawi-Mardjana-Sumapradja, *Persamann peribahasa*, 1, Kebajoran Barat (Djakarta) 1954, S. 68. Ebenso *Purwadarminta, Kamus umum*, 2. Aufl. Djakarta 1954, S. 89. Djawanisch heißt die Redensart lagi kanginan, Pasunda tö ngararönah awak.

⁵⁾ Gespräch in Dortmund im Januar 1926 im Hause von Emil Reche.

⁶⁾ Siehe die „Polemik“ von Alfr. Schmidt (*Sprachkunde*, Berlin, Nov. 1938) der die Augen verschließt (griechisch: *myo*) gegenüber der Sprache des Volkes. Er kennt nur seine Schulgrammatik. Es ist klar, daß so etwas im Quietismus endigen muß.

Wörter zu „erschließen“, ohne mehr als zwei oder bestenfalls drei „Beispiele“ zu bringen, ist auch heute noch genau „wie einst im Mai“ im Schwang; man findet kaum ein Buch über Sprachvergleichung, auf dem nicht Seite für Seite ein Dutzend „Wörter“ aufgezählt werden, die mit einem Sternchen versehen, also idealistisch konstruiert sind⁷⁾. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß manche Autoren immer noch auf dem Standpunkt stehen, daß Kapriolen wie in der feudalen Zeit⁸⁾ den „Höhepunkt der Dressur“ (!) bilden. Natürlich sind „Erschließungen“ oft geistreich; aber — sie müssen peinlich genau begründet sein; also die Entsprechungen (Meillet sagt: concordances) müssen „stimmen“.

Es sei gestattet, ein medizinisch-wissenschaftliches Beispiel anzuführen, das wegen seiner drastischen Eindringlichkeit sofort einleuchtet⁹⁾. *Sturzbecher*¹⁰⁾ belegt quellenmäßig: „Die deutsche Regierung wollte die sogenannten Rohrflaschen für Säuglinge verbieten, weil sie unhygienisch waren; Fürsten und Kapitalisten erklärten, das dürfe nicht geschehen, weil dadurch die Glasindustrie geschädigt würde; im Reichstag blies der sozialdemokratische (!) Abgeordnete Rühle¹¹⁾ in dasselbe Horn“. Also: die Säuglinge „dürfen“ durch Hygiene-Fehler zugrunde gehen; Hauptsache, daß die Glasindustrie verdient¹²⁾! Man darf bei solchen Auffassungen ganz schlicht fragen: Wozu setzen die Menschen Kinder in die Welt, wenn diese alsbald der Profite der Industrie wegen sterben müssen? Damals wurde mit albernem Pathos gepredigt, die Frau wäre keine „Gebärmachine“ — ein Wort, das frigide Suffragetten bourgeoiser Observanz „begeistert“ aufgriffen. Was sagten die „Sprecher“ des Proletariats dazu? In dem Gedicht „Proleta sum“ heißt es:

„Wir (!) führen unsern Namen mit Recht,
Wir sind nur da, um zu zeugen.
Mit Samensträngen sind wir begabt,
Millionenfach uns zu vermehren¹³⁾,
Daß ihr, ihr Obern, die Hände habt,
Die euch gemächlich ernähren.“

⁷⁾ Dagegen wandte sich Kahlo, Kann man Ursprachen ermitteln? (Ztschr. Sprachkunde, Berlin, Sept. 1938).

⁸⁾ Über die Pferdedressur vergleiche die Werke von Heydebrandt, Seidler, Heinze, Wrangel, Fillis usw.

⁹⁾ Der Schein der philologischen Kirchenlichter ist freilich so trübe, daß auch Adepten sich verirren im „Dämmer des Rimba“ (Ausdruck vom Titel des Buches von Volz übernommen; rimba=Urwald).

¹⁰⁾ F. u. F. 33, Heft 3 vom März 1959.

¹¹⁾ Obwohl er das Elend ganz genau kannte; siehe sein Buch „Das proletarische Kind“.

¹²⁾ Vergl. auch H. Ibsen, *En Folkefiende* (1882).

¹³⁾ E. Zola (*Fécondité* I, 1) sagt: „Das Kapital muß immer weiter Proletarierfleisch schaffen, um die Fortdauer des Gewinns (Profits) zu sichern“.

Der Verfasser¹⁴⁾ meinte das damals (im Jahre 1905) „sozial“, dachte aber gar nicht daran (wie der Schluß des Gedichtes zeigt), daß die Proletarier den „Oberen“ einmal die Zähne zeigen könnten — das heißt: müßten. Das war also ein politischer „Webfehler“. Philologisch bestehen diese Fehler im Konservatismus, der sich als Praeservativismus auswirkt und zur Folge hat, daß Probleme, die nach Lösung geradezu schreien, überhaupt nicht angerührt werden — allerdings wohl deshalb, weil sie ein „heißes Eisen“ sind. Daher die Hemmung des Fortschritts. Dafür einige Beispiele.

Seit Ad. Pictet¹⁵⁾ den Grundsatz aufstellte: „Partir toujours du mot sanscrit“, ist es zu einer Unsitte geworden, alle europäischen Sprachen als „entartet“ zu betrachten und im Sanskrit das echte, alte „Ur-Indogermanisch“ zu sehen, obwohl doch *samskrta* „zurechtgemacht“ heißt. Das kennen wir ja doch auch in Europa, daß „Kultsprachen“ nicht der Volkssprache entsprechen, wie z. B. das Lateinische im katholischen Gottesdienst. Dabei erweist sich, daß diese Sprache nicht immer „klassisch“ ist. Im Satz *pater noster ens in coelis* ist die Form *ens* eine junge Übertragung der Scholastiker aus dem Spätgriechischen; im alten Latein ist *ens* nicht belegt; nur bei Quintilian (8,3,33) kommt *ens* für τὸ ὄν als Hauptwort vor, und zwar als philosophischer Begriff, und das ganz anders gebildete (einmal belegte) oskische Partizip *praesentid* sowie lat. *praesens* und *adsens* beweist als lateinische Form *sent-* was, wenn man überhaupt eine Form „erschließen“ will, im Nominativ lat. *sens* ergäbe.

Analog: Es ist nicht angängig zu behaupten, im Rgveda träfen wir die älteste, echte Sprache. Schon der a-Vokalismus¹⁶⁾ beweist fremden Einfluß; sicher stammt er aus dem Tamil. So auch manche vereinzelt stehende Wörter; Caldwell¹⁷⁾ sagt: „Ist ein Wort im Sanskrit isoliert, hat aber eine Sippe in Dravida, ist es Dravida“. Beeinflussungen des Sanskrit durch andere Sprachen stellte Alsdorf¹⁸⁾ fest. Wenn Meillet¹⁹⁾ sagt: „Indo-Iranisch ist der einzige Dialekt, der die Unterscheidung der acht Kasus der indogermanischen Deklination bewahrt hat“, so fragt es sich, woher man eigentlich wissen will, daß die Indogermanen in ihrer „Ursprache“ acht Kasus gehabt hätten. Wer meint, die Sprachen mit den meisten Fällen seien die geistreichsten oder altertümlichsten, der müßte doch den finnisch-ugrischen Sprachen, den Kaukasus-Sprachen und dem Tocharischen den Lorbeer zuerkennen, da z. B. das

¹⁴⁾ L. Scharf, *Tschandalalieder*.

¹⁵⁾ Seine Werke: *De l'affinité des langues celtiques avec le Sanscrit*, Paris 1837; *Les origines indo-européennes*, Paris 1859—63.

¹⁶⁾ Wo andere idg. Sprachen *o* oder *e* haben. Sollen denn alle anderen Völker dieser Sprachgruppe aus Laune das *a* manchmal *e* und manchmal *o* ausgesprochen haben?

¹⁷⁾ *A comparative grammar of the Dravidian languages*, S. 453.

¹⁸⁾ ZDMG 91,2 (=N. F. 16) S. 440. Über fremde Einflüsse in verschiedenen Sprachen s. G. Kahlo, *Indonesische Forschungen* (Leipzig 1941), S. 27—38. (Dort die Literaturangaben).

¹⁹⁾ Meillet-Printz, *Einführung in die vergl. Gramm.* S. 27.

Finnisch-Ugrische ja noch den *Lativ*, *Allativ*, *Elativ*, *Illativ*, *Adessiv* und *Inessiv* hatte. Für das Indogermanische wird die Annahme einer Fülle von Kasus in der Ursprache schon dadurch widerlegt, daß z. B. das Ossetische erst spät neue Kasus entwickelt hat. Wenn die Kasusendungen die Bedeutung hätten, die ihr mit unverständlicher Übertreibung zugeschrieben wird, dann ist es nicht einzusehen, warum denn eigentlich so viele Kasus „zusammenfallen“. Sanskrit *guros* ist Genitiv und Ablativ, lateinisch *mensae* Genitiv und Dativ Singularis sowie Nominativ (und Vokativ) Pluralis; französisch *le roi* ist Nominativ und Akkusativ. Beachte: Niederdeutsch (plattdeutsch) kennt nur zwei Kasus: den nackten Wortstamm als Kasus *agentis* oder *praedicativus* sowie für alle anderen Kasus die gleiche, durch Anhängung eines Buchstabens gebildete Form; also Nominativ *vader*, Genitiv *vadern sien* (=Vatern sein. . .), Dativ und Akkusativ *vadern*²⁰). Dabei gibt es sogar noch Abweichungen; Der Hamburger sagt „hochdeutsch“: „Er ist einen (Akk.) netten Kerl“; der Kölner: „Haste (=hast du) der (Nom.) Tünnes jesehe?“ Der Berliner: „Wat war ik for en Kerle (Vok.), he?“²¹).

Der Einwand, der Zusammenfall von Kasus sei „spätere Entartung“, ruft doch sofort die Frage hervor: Wären denn die Formen zusammengefallen, wenn sie einst wirklich eine besondere Funktion gehabt hätten? Wenn sie keine besondere Funktion hatten — nun, dann waren sie doch überhaupt überflüssig²²). Alles das kann nur einen einzigen Grund haben: Die Völkermischung. Im Altertum spielten bei dieser sicherlich die Sklaven eine Rolle, deren Zahl bekanntlich ungeheuer groß war, z. B. in Athen gegenüber 21 000 Bürgern und 10 000 Metöken rund 400 000 Sklaven²³). Und so erklärt sich auch die Aussprache, die Wortformen, die der üblichen Lautverschiebung spotten. Warum, so fragt man sich, sind die Laute in lat. *barba* und deutsch

²⁰) Aus der Gleichheit der Form des Dat. und Akk. erklärt sich, daß Niederdeutsche, wenn sie hochdeutsch sprechen, mitunter „mir“ und „mich“ verwechseln. „Selbst“ da, wo es richtig ist, sagt der Berliner stets mir, der Magdeburger mich. Witzig drückt Ad. Ey (*Gedichte eines Großvaters*, 4. Aufl., Berlin o. J., S. 9) das so aus: „Der eine (Enkel) ist drei, der andere vier. Der ältere verwechselt schon (!) mich und mir“.

²¹) Margar. Fischer, *Junglehrer Sturm*, Kap. 1.

²²) Beachte auch die flektionslos zusammengesetzten Hauptwörter: jedermann weiß auch ohne angewandte Flexionsendung, daß Tischbein „Bein des Tisches“ meint oder Türschloß „Schloß der „Tür“, aber Schloßtür „Tür des Schlosses“. Also: das erste Wort der *compositio* ist Genitiv, ohne daß es als Genitiv kenntlich gemacht ist. — Ein anderer Fall: In den finnisch-ugrischen Sprachen fehlt jede Spur eines Duals im Ungarischen, Syrjarischen, Wotjakischen, Tscheremissischen, Mordwinischen, Finnischen, Karelischen, Olonezischen, Ingrischen, Ludischen, Wepsischen, Wotischen, Estnischen und Liwischen. Nur im Wogulischen, Ostjakischen und Lappländischen findet sich eine „Zweizahlform“: wogul. *säm* (das Auge), *sämi* (zwei Augen), *säma* (die Augen). Bei den Same (Lappländern) haben wir für „ihr zwei“ (wogul. *nen*, ostjak. *rin*) zwar einen Dual, aber andere Wortstämme: Die Same in Schweden sagen *toi*, die in Norwegen *dnaji*. Was ist denn nun eigentlich das „Richtige, Alte“?

²³) Athenaeus, *Deipnosophistae* 6, 272 c.

Bart unverschoben? Wie erklären sich regelwidrige Lautentsprechungen wie lat. *septem* = deutsch *sieben*? Oder innerhalb der gleichen Sprache lat. *rufus* und *ruber*? Wenn *rufus* (wahrscheinlich) die samnitische bzw. oskisch-umbrische Aussprache darstellt, dann ist es doch wohl die Aussprache eines „fremden“ Bestandteil des Volks, was erhärtet wird durch die gallische Form *rufius*²⁴).

Zur Frage der Konjugation führte H. Kronasser (Vortrag im Verein „Muttersprache“ in Wien am 27. Mai 1959) aus: „Es ist ein Luxus, daß wir sagen müssen: ich laufe, du läufst usw., denn ich laufen, du laufen usw. wäre ebenso verständlich und ist in mehreren Sprachen auch so durchgeführt (etwa im Norwegischen, Afrikaans, weitgehend auch im Englischen)“.

Schnell bei der Hand sind manche Autoren mit der Erklärung durch „Entlehnung“. Warum soll „Strahl“ (wegen russisch *strjela*) ein slavisches Lehnwort sein? Es liegt doch vor ahd. *strala* (1. Pfeil 2. Lichtstrahl), mhd. *stral* = Pfeil, angelsächsisch *stral*²⁵). Eine ganz seltsame Behauptung²⁶): Das Wort „Stern“ (lat. *stella* aus *sterla*, bretonisch *sterenn*, gotisch *starno*, altindisch und im Awesta und englisch *star* soll von babylonisch *ischtar* (Morgenstern) „abgeleitet“ sein. Das auch als *i* vorkommende (arabisch *Iflatun* = Plato; vergl. auch hebr. *Esther*) „aleph“ protheticum ist Kennzeichen des Semitischen, Ural-altaischen und der Dravida-Sprachen, aber keineswegs des Indogermanischen; wenn griechisch die form *aster*²⁷) und armenisch *asti* vorliegt, so bedarf das *a* statt des *i* sogar trotz der semitischen Nachbarschaft dieser beiden Völker der Erklärung. Sachlich: Wieso hätten die Indogermanen erst von den Semiten ein Wort für „Stern“ lernen müssen? Im Semitischen ist es ganz anders, da dort *ischtar* ein bestimmter *Stern* ist (das allgemeine Wort für „Stern“ ist ja *mazel*), also eine dortige „Entlehnung“ viel wahrscheinlicher macht, und den kultischen Namen *Ischtars*²⁸) darf man mit dem „Sachnamen“ überhaupt nicht in Zusammenhang bringen, da er *Isch-tar* zu trennen ist.

Andere „Schulen“ berufen sich auf irgendwelche „Substrat“-Völker, ohne sich die geringste Mühe zu geben, diese Behauptung historisch und philologisch glaubhaft zu machen. (Der Gedanke an sich ist natürlich gut.) Beim Romanischen sind wir in der glücklichen Lage zu wissen, daß Italienisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch, Rumä-

²⁴) Plinius 8,19 (28), 70. H.Kronasser (Brief vom 28. 12. 1960) erwägt, ob dazu vielleicht auch Rutili (Rutuli) gezogen werden kann.

²⁵) Zur Sache: Altnordisch *vbogo* (Eibenbogen) beweist die alte Kenntnis des Schießbogens.

²⁶) Bach, *Gesch. der deutschen Sprache* (1938) S. 23.

²⁷) Bezeichnend, daß der deutsche Gärtner die Sternblume (Aster) auf dem *a* betont und nicht auf der Wurzelsilbe *ster*; die heute mehr als in 4 000 Arten künstlich gezüchtete Aster (*Callistephus*) wurde ja 1732 durch Pater Incarville importiert — daher überhaupt die in den europäischen Sprachen gebrauchte „gelehrte“ Namensform.

²⁸) Ihr Name: Belit (Belit inani = Herrin der Götter). Zur Sache vergl. das Gilgamesch-Epos.

nisch und Raetoromanisch auf dem alten Latein beruhen. Warum hat sich denn das Lateinische so verschieden „entwickelt“? Und wie war denn das geschichtlich? Hat ein besiegt Volk gesagt: „Zu Befehl! Von morgen ab sprechen wir lateinisch“? Frage: Warum „verstümmelten“ denn aber die Einwohner von Haiti die französische Sprache nicht? Warum „verstümmelten“ die lateinamerikanischen Völker das Spanische bzw. Portugiesische nicht²⁹⁾? Waren die „Substrat-Völker“ schuld, wenn etwas „verstümmelt“ wurde? Also z. B. die Aquitaner (nach Caesar) oder die Basken? Nein, die Theorie reicht nicht aus. Es genügt die Betrachtung eines Wortes: frz. *écrevisse* (Krebs) heißt *skrebis* (Basses Pyrénées), *eskarabiso* (Aude), *ekrebis* (Charente), *karabiso* (Hérault). Wieviele „Substrat-Völker“ sollen denn eigentlich dort herumgewimmelt haben? Das Wallonische ist besonders pikant³⁰⁾. Mittelfranzösisch wird *a*+silbenschließendes *l* zu *au* (*palma* — *paume*; um 1100), aber der Wallone sagt *pame*. Oder: *silva* wurde altfrz. *seuve*, wallon. *seve*. Der Wallone zählt: *onk(one)*, *deus*, *treus*, *cwete*³¹⁾, *cinck*, *sih*, *set*, *ut*, *nouf*, *dih*. Die Mouillierung fehlt: Der Chronist Phil. Mousket³²⁾ aus Doornijk (Tournai) reimt (i. J. 1243) *fille*³³⁾ auf *evangile*³⁴⁾. Nun, wallonisch und picardisch (Rouchi) spricht *pale* (*paille*), *file* (*fille*), *ewil* (*aiguille*). Immerhin können wir hier ein „Substrat“ entdecken, in diesem Falle ein germanisches³⁵⁾; während das Französische aus *Wilhelm Guillaume* und aus *want gant* macht, spricht die sogenannte französische Schweiz, die Pikardie und Wallonien german. *w* (*want*,

²⁹⁾ Ein paar kleine „Änderungen“ sind schließlich belanglos. Vergl. fürs Englische: Es ist wirklich nicht weltbewegend, wenn man in den Vereinigten Staaten von Amerika päßt und nicht past ausspricht. Literatur über die „amerikanische“ Aussprache: Daniel Jones, *English Pronouncing Dict.* (New-York 1924), G. Ph. Krapp, *The English Language in America* (New-York 1925), Lloyd James, *Broadcasting English* (2. Aufl. London 1931), H. L. Mencken, *The American Lang.* (4. Aufl. 1937), Lounsbury, *Engl. Spelling Reforme* (New-York 1909), R. S. Boggs, *Practical Phonetics of the Am. Lang.* (San Juan, Porto Rico 1927). Über die Schwankungen der Aussprache im Italienischen vergl. G. Malagoli, *Ortografia e ortoepia italiana moderna* (Mailand 1912), B. Migliorani, *Lingua contemporanea* (Florenz 1938).

³⁰⁾ Literatur: L. Remacle, *Le problème de l'ancien Wallon* (Lüttich 1948); derselbe, *Syntaxe du parler de la Gleize* (Paris 1952).

³¹⁾ Dabei der Unterschied *cwète éfants* (enfants), aber *cwètre ans*, *cwètre omes* (hommes). Die Zwanzigerrechnung ist entlehnt (catruvints für 80); die alte Rechnung war z. B. *ut vints* (160). Früher sagte der Wallone *cwete vint* et *doze* (192), heute *nonante deus*. Die Formen *octante* und *nonante* hörte der Schreiber dieser Zeilen in den wallonischen Vororten von Brüssel.

³²⁾ Phil. Mousket, *Reimchronik* (ed. Reiffenberg, Brüssel 1836—38).

³³⁾ Verfasser dieser Zeilen hörte in Brabant die wallonisch-flämische Mischform *filleke* (Mädelchen).

³⁴⁾ Weitere Beispiele bei Doutrepoint (Ztschr. frz. Sprache u. Lit. 22, 1900 S. 66—89).

³⁵⁾ Die intime Rassenmischung wird von Philologen wenig bedacht. Verfasser dieser Abhandlung stellte in der Gaststätte „In den hert“ (Zum Hirsch) am Marktplatz in Iseghem (Flandern) fest, daß der Wirt zwei Töchter hatte, die eine blondhaarig und blauäugig, die andere mit blauschwarzem Haar und dunklen Augen. Auch bei Namen von Orten ist oft das Völkergemisch überall festzustellen, z. B. *Philippopel* = bulgarisch *Plowdiw* = türkisch *Filibe*; *Ryssel* = *Lille*; *Mediolanum* = *Mailand* = *Milano* usw.

nicht *gant*). Ost-Wallonisch (Lüttich) spricht das germ. *h*, sogar das sekundäre (Lautverschiebung!), z. B. *houter* (*écouter*). Vergleiche ferner *prihon* (= *prison*), also *s* zu *h*. Andererseits: Frz. zeigt das *e épenthétique* (vor *sp*, *st*, *sk*; besser gesagt *protétique*); schon altfrz. *estoile* (*stella*), *espée* (*épée*). Aber der Wallone sagt *scaper*, nicht *échapper*. Wieviele „fremde“ Einflüsse liegen also vor? Natürlich viele. Und eben die gilt es zu erklären. Ebenso in anderen Sprachen: Warum verschob der Spanier (Iberer?) lat. *f* zu *h* (*hacer*=*facere*)? Vergl. altlatinisch *hilum*=*filum*! Deutsch: Warum spricht der Helgoländer³⁶) *teenk* (denken) *du*, also einen sowohl vom Angelsächsischen wie auch vom Platt-aeutschen verschiedenen (unverschobenen) Zahnlaut? Oder: warum setzen die Düsseldorfer und die Naumburger einen Guttural an Stelle des Nasals (Keng=Kind)? Um solche Dinge zu erklären, bedarf es eingehender Untersuchungen, aber keiner aus dem Ärmel geschüttelter Theorien — mögen diese auch noch so geistreich und bestechend sein. Ein Beispiel aus dem Süden: Wegener³⁷) will in der Redensart „eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr“ usw. das Wort „Kamel“ durch griech. *kamilos* (Schiffstau) ersetzen, was Franz Dirlmeier³⁸) „begeistert“ billigt. Wo bleibt die Geschichtskennntnis dieser Herren? In Tangermünde gibt es heute noch das „Nadelöhr“ in der Stadtmauer, durch das jeder (der nicht gerade an Fettsucht leidet) jetzt noch hindurchgehen kann, wenn er Lust hat; man nannte nämlich im Mittelalter solchen Durchschlupf (für Späher) in der Stadtmauer „Nadelöhr“. In Magdeburg erinnert der Name einer an der alten Stadtmauer gelegenen Straße „Nadelöhr-gasse“ noch daran. Also: Verschwendeter Geist! Warum? Weil allerdings Historiker, Ethnographen und Philologen (fast möchte man sagen: grundsätzlich) nicht zusammenarbeiten; der Historiker und Ethnograph spottet über die Philologie, und der Philologe kümmert sich nicht um Geschichte und Völkerkunde. So geht es nicht. Stolzenberg³⁹) hat (leider) recht, wenn er sagt: „Hinauf in den ewig blühenden Erkenntnisbaum kriecht eine graue Schnecke“. Es ist bezeichnend, daß die Ztschr. der Idg. Ges. („Wörter und Sachen“) einging und nicht wieder ins Leben gerufen wurde⁴⁰; freilich. . . sie war ja sachlich und machte keine „Sensation“ mit „Theorien“. Letztere sind schuld, daß die Philologie heute beim Volk im denkbar schlechtes-

³⁶) Oelrichs, *Snake Jim Hollunder?* (S. 10).

³⁷) Günther S. Wegener, *6000 Jahre und ein Buch* (Kassel 1959).

³⁸) Ztschr. Welt und Wort, Tübingen, 14. Jahrg., Heft 12 vom Dez. 1955, S. 366.

³⁹) Georg Stolzenberg, *Neues Leben*. Muß es erst so weit kommen, wie Gheorge Topirceanu sagt? Er spottet: „Sie verstand sofort, was ich sagen wollte, obwohl sie Philosophielehrerin war“. Ja, freilich, der Philologe muß von sich sagen: „Die Staatsperücken ließen mich nicht gelten, weil ich den Puder und die Schminke mied“. (Otto Ernst, *Leise Stimmen*). Die Antwort darf aber nur lauten: *tot victus tandem victor*.

⁴⁰) Die Philologen hörten nicht auf die Mannung des Mediziners: „Auch der Sprachwissenschaftler muß von den Sachbedingungen ausgehen.“ (Reinhold F. G. Müller, *Mitteilungen des Inst. f. Orientforschung* 1958, Bd. VI, Heft 2, S. 266).

ten Ruf steht. Mit Recht konnte z. B. Canne⁴¹⁾ auf die Frage, warum die europäischen Gelehrten sich wegen der indonesischen Sprachwissenschaft „so fürchterlich in den Haaren säßen“, die Antwort geben: „Omdat se allemaal er niets van af weten“. Shaw⁴²⁾ wurde noch drastischer: „Alice gab Unterricht in einer Sprache, von der sie annahm, daß sie in Frankreich geläufig war, die aber den Einwohnern jenes Landes, die auf Reisen vorbeikamen, völlig unverständlich blieb“. Es wäre besser, statt „Theorien“ aufzustellen, beherzigte die heutige Generation die Worte des großen Philologen⁴³⁾: „In der Sprache heißt pedantisch, sich wie ein Schulmeister auf die gelehrte, wie ein Schulknabe auf die gelernte Regel alles einbilden und vor lauter Bäumen den Wald nicht zu sehen; entweder an der Oberfläche jener Regel kleben oder die hinter vorgedrunghenen Ausnahmen still blickende Regel gar nicht ahnen“.

Zur Sprache gehört die Literatur. Noch immer gilt für das Indische die „Weisheit der Brahmanen“ als das non plus ultra. Ja, was soll denn aber die moderne Gesellschaft anfangen mit einem Satz⁴⁴⁾ wie: „Merkmale des Tamas⁴⁵⁾ sind: Wohlbehagen am Essen und desgleichen, Lust an Wohlgeruch, Kleidern und Vergnügungen, an Liegen und Sitzen, Musik und Gesang.“ Was denn? Soll der Proletarier sein Essen „herunterwürgen“, sich an Gestank „ergötzen“ und, wenn er Feierabend hat, dösen oder heulen? Es will uns doch niemand weis machen, daß die Herren Maharadja so handelten. Ein anderer Spruch⁴⁶⁾: „Wer die guna (=den Nutzen) hinter sich läßt, wird von Geburt (?), Tod (?), Alter (?) und Leiden (?) befreit und erlangt die Unsterblichkeit“. Liest man so etwas, fällt einem das Zitat⁴⁷⁾ ein:

„Erklärt mir, Örindur,
Diesen Zwiespalt der Natur!“

Als Fanatiker in Eichendorffs Lied „In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad“ in usum Delphini die Abänderung trafen: „Mein Onkel (!) ist verschwunden, der dort gewohnet hat“, da machten sämtliche deutschen Witzblätter ihre Glossen darüber. Aber in neuester Zeit trifft Walther von der Vogelweide das gleiche Geschick wie einst Eichendorff: statt des „unsittlichen“ Betts setzt man⁴⁸⁾ ein:

⁴¹⁾ De Ind. Gids 21 (1899), S. 183.

⁴²⁾ Bernhard Shaw, *Cashell Byrons profession*, Kap. 3.

⁴³⁾ Jak. Grimm, *Über das Pedantische in der Sprache*.

⁴⁴⁾ Adhyaya 315 (11, 632—34).

⁴⁵⁾ = Macht der Finsternis; so die übliche philologische Übersetzung. Aber viel besser erläutert Reinh. F. G. Müller (Wiener Ztschr. f. d. Kunde Süd- und Ostasiens Bd. III, 1959, S. 30), daß *tamas* von der Wurzel *tam* (betäubt, erstickt, erschöpft)

⁴⁶⁾ P. Deußen, *Die philosophischen (!) Texte des Mahabharatam*, Leipzig, 1096, S. 91.

⁴⁷⁾ A. G. A. Müllner, *Die Schuld* (Leipzig 1816), II, 5.

⁴⁸⁾ Ztschr. Die Frau von heute Nr. 10 v. 4. März 1960, S. 24.

Man hat also die „Übersetzung für Töchter Schulen“ von Simrock unbesehen übernommen.

„Unter den Linden an der Heide,
Wo ich mit meinem Liebchen saß“ (!)

und keiner, der sich „sonst“ für „berufen“ hält, sagt etwas dazu. Der geneigte Leser hat vielleicht das Empfinden, der Schreiber urteile zu hart. Zugegeben, daß der Verfasser das Wort Frank Wedekinds befolgt: „Der Knabe liebt, den Kitzligen zu kitzeln; der Mann zieht vor, den Kitzelnden zu kitzeln“. Aber die kleine Abhandlung möchte der Jugend dienen; mögen strebsame junge Leute sich nicht von der Aftersphilologie verführen lassen, die sich immer noch breit ja, noch breiter macht. Ein ehrlicher Alter würde betrübt sein, mit ansehen zu müssen, daß die Jugend Zeit, Fleiß und Arbeitskraft verschwendet auf die „Theorien“ geistiger Sensationsmacher. Zu dieser Empfindung meint Selma Lagerlöf⁴⁹⁾: „Ich will euch wünschen, daß es euch erspart bleibt, Tränen in den Augen alter Leute zu sehen“.

Leipzig.

G. Kahlo.

⁴⁹⁾ Gösta Berling I (Gespenstergeschichten).